

<b>Zeitschrift:</b>	Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
<b>Herausgeber:</b>	Pestalozzigesellschaft Zürich
<b>Band:</b>	40 (1936-1937)
<b>Heft:</b>	16
 <b>Artikel:</b>	Eine Schule in der guten alten Zeit
<b>Autor:</b>	Gotthelf, Jeremias
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-669567">https://doi.org/10.5169/seals-669567</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Daneben befanden sich im Schlosse mancherlei mehr oder minder gute Schlacht-, Jagd- und Tierstücke, die den sinnvollen Jüngling zur Nachahmung ähnlicher Gegenstände aufreizten.

Als er bereits einige Proben seiner Fähigkeit für dieses Fach abgelegt hatte, und seine Eltern trachteten, ihm einen Zeichnungslehrer zu verschaffen, fand sich weit und breit kein anderer Künstler dazu, als der Kämmerer Wirz zu Rykenbach, welcher neben seinen Pastoralgeschäften eine große Zahl nach Kupferstichen mit eisernem Fleiß vollendet Miniaturen verfertigte, wovon noch viele als Kabinettsstücke in Privatsammlungen aufbewahrt werden. Die Nachbarschaft von Wellenberg erleichterte die Verbindung, und unter der Leitung des geistlichen Herrn begann nun Landolt sich nach dessen Arbeiten zu bilden. Systematisch ward aber dieser Unterricht nicht betrieben, denn das erste Stück, was er in Rykenbach abzuzeichnen bekam, war ein kleines, in Farben ausgemaltes vollständiges Bildnis des Herzogs von Marlborough zu Pferd. Er ging ab und zu, wie sich die Umstände fügten, ohne eigentlich bei dem Kämmerer zu wohnen. Daß aber sein feuriger Geist sich nicht in die ängstlich punktierte Manier seines Meisters schmiegen konnte, bewiesen schon seine frühesten großen Skizzen von Bäumen, Pferden, Husaren und Jägern, welche er auf die Mauern des Schlosses Wellenberg mit Kohlen oder Rotstein flüchtig, aber leck und bedeutende Anlagen verratend hinwarf.

Immer vorzugsweise im Freien lebend und doch dabei bedacht, seinen Geist mit nützlichen

Dingen zu beschäftigen, fing Landolt auch an, seine Aufmerksamkeit auf die Landwirtschaft, vorzüglich auf Vieh- und Baumzucht, Wiesen- und Ackerbau zu richten. Er beobachtete früh und spät die verschiedenen Geschäfte des Landmanns und legte dabei wohl selbst auch Hand an. Noch heutzutage stehn in Wellenberg einige alte Kirschbäume, die er gepflanzt und eine seltene Art weißer Kirschen darauf geimpft hatte. Um jene Zeit fingen einzelne gute Köpfe an, ihr Land besser, als es früher zu geschehen pflegte, zu bebauen und mannigfältiger zu benützen, den Viehstand zu vermehren und diesen auf einem verhältnismäßig kleinern Umfang von Gütern zu unterhalten. Wissbegierig schloß der junge Salomon sich an alle Menschen an, von welchen er etwas Neues lernen konnte. So fand er in Beat Herkules Sprüngli, Pfarrer zu Lippischwyl, einen eifrigen Förderer und Kenner der Landwirtschaft, welcher Landolts Liebhaberei dafür durch Beispiel und guten Rat auf einen solchen Grad steigerte, daß dieselbe nebst der Kunst und der Wissenschaft eine der vorherrschenden Neigungen seines ganzen Lebens blieb.

Unter solchen Beschäftigungen, die allerdings mehr geeignet waren, einen bloß praktisch brauchbaren Mann als einen theoretischen Gelehrten aus Landolt zu bilden, waren die sechs Jahre, welche sein Vater auf der Obervogtei zuzubringen hatte, wie ein Traum vorübergegangen, und nach Verfluß dieser Zeit zog die Familie wieder nach Zürich zurück.

## Eine Schule in der guten alten Zeit.

Von Jeremias Gotthelf.

Unser Schulmeister hatte eine Schnupfnase und Augen, die tropften wie ein Schleifertübel. Beide wässerten fort und fort das Gesicht, das sonst kein Wasser sah; die Bächlein liefen durch die Furchen in alle Ecken hin, oft zusammen und malten die lustigsten Striemen in das aufgedunsene Gesicht, besonders wenn er zuweilen mit dem Ärmel unter dem Mund Überflüssiges wegwischte und es unwillkürlich auf die Backen strich.

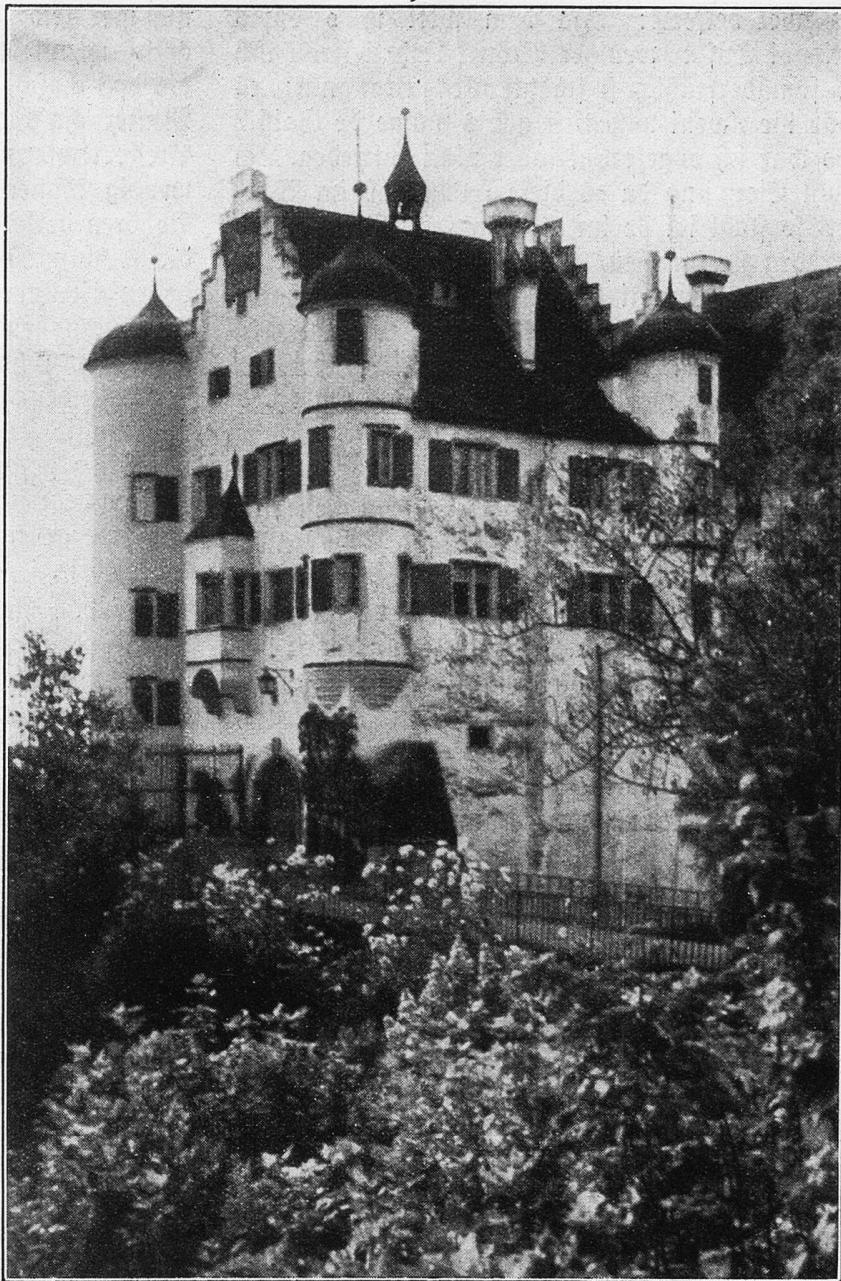
Ich verehrte meinen Schulmeister; was andere an ihm fanden, sah ich nicht, und wenn andere ihn neckten, so tat ich, was ich ihm an den Augen absehen konnte. Er war häßlich und durch Unreinlichkeit fast ekelhaft; er liebte neben dem Schnupftabak auch den Schnaps, und den trank er manchmal vor, manchmal während der Schule. Sein Lohn war gering, und um sich mehr Geld

zu verschaffen, trieb er das Küferhandwerk und hatte im Winter den Zügstuhl in der Schulstube. Er galt für einen b'sunderbar e' Geschickte; denn er konnte den Bauern das Heu messen und sogar Brieflein und Zeugnisse schreiben für sie. Sein Schulhalten war aber nicht weit her. Es war ihm beschwerlich, und er tat es selbst so wenig als möglich. Entweder war er duselig in seinem Kopf von Branntwein, oder er hatte Kübeli zu binden oder Reisen zu schnefeln. Er hatte darum immer einen oder zwei Adjutanten, denen er sein Szepter, die Rute, anvertraute. Gewöhnlich waren es die Reichsten, denen er damit Gelegenheit gab, sich einzubüßen, künftig die Untergebenen thrannisieren und quälen zu können nach Noten. Ordnung war keine in der Schule; aber Prügel gab es vollauf von dem Alten und von den Jun-

gen. Die Achtung fehlte, und wer dem Schulmeister am meisten Streiche spielen, ihn am besten ausspotten konnte, der hielt sich für den Größten und wurde auch von den andern dafür gehalten. Man tat ihm alles Wüste, zum Beispiel gefrorenen Rossmist, in seine weiten Kuttentaschen, leerte ihm seine Schnupfdrücke aus und füllte sie mit Staub aus Weidenbäumen, schlug ihm Nägel in die Arme, die er aushauen wollte. Doch der Jubel ging erst recht an, wenn er des Nachmittags einschlief, was nicht selten geschah.

Sobald man sah, daß der Schlaf über ihn komme, verstummte der gewöhnliche Lärm, und mäuschenstill ward's ringsum. Glaubte man ihn ordentlich eingeschlafen, so ließ einer zur Probe ein Buch fallen oder schlug mit dem Lineal auf den Tisch. Selten erwachte er. Dann wurde Kriegsrat gehalten, was anzufangen sei, und nie war man über etwas Lustiges verlegen. Man band ihn mit Stricken an die Ofenbeine, strich ihm Tinte ins Gesicht, machte ihm einen Schnauz, verstopfte ihm die Nasenlöcher mit Papier, klebte ihn an den Haaren mit Pech am Ofen an usw. War die Sache ausgeführt, so machte man sich in aller Stille aus dem Staube. Wenn die Frau die Kinder fortgehen hörte und der Mann nicht kam, suchte sie ihn endlich und weckte ihn unsanft auf, betitelte ihn auf allerlei Weise und befreite ihn nicht auf die gelindeste Art. Der Schulmeister fragte nie nach den Missertätern; aber am folgenden Morgen handhabte er die Rute mit besonderem Nachdruck und die, denen er den Streich zutraute, erhielten ihre Heiligen mit oder ohne Anlaß.

Die Schule war mein liebster Aufenthalt und der Schulmeister mir der liebste Mensch unter der



Das Schloß Altenklingen, südwestlicher Flügel.

Sonne. Ich tat alles mögliche, um ihm zu gefallen, und dadurch gewann ich seine Zuneigung. Freilich waren die Mittel, die ich ergriff, um mich ihm wohlgefällig zu machen, nicht die säubersten. Ich sah, daß andere Kinder ihm zuweilen Geschenke brachten, Milch, Brot, Speck, Metzgeten usw. Ich forderte daher einmal, als wir backten, ganz unbefangen ein Brot, um es dem Schulmeister zu bringen. Wohl, da kam ich schön an! Der Vater meinte: „Ihr esset no nit gnue Brot, daß m'r no Angere gä seu? Ich mah verdiene wi-n-i will, es b'schüft nüt. We d'no einisch öppis seist, so schläh-n-i d'r d'r Gring ab.“ Die Mut-

ter aber holferte: „Ja dem wett ih o öppis bringe! Suf er weniger Brönz! Und si Frau isch so schnäderfräzzig, si schätzti üses Brot nüt; es wär ihr z'weni wîses, si gäb's umme de Gaif.“ So war ich abgefertigt, aber nicht zufrieden. Ich stahl Eier, und da es diese selten gab im Winter, so stahl ich sie im Sommer im Vorrat und verbarg sie im Heu, stahl Äpfel, dürres Zeug, und wollte einmal sogar der Kuh eine Halbe Milch ausziehen. Die aber verstand keinen Spaß, sondern schlug den ungewohnten Melker gar tüchtig in den Mist, daß er Mund und Nase voll bekam.

Ich kam gewaltig vorwärts. Die Fragen waren im hui auswendig gelernt, Psalmen eine Menge ebenfalls. Davon verstand ich freilich nichts; aber aufzagen konnte ich, daß man mit keinem Hämmerlein dazwischen schlagen konnte. So weit hatte ich es in der Kunst aufzusagen gebracht, daß ich bei vielen Fragen nie Atem schöpfe und selten mehr als einmal. Freilich mußte ich dann gar tief aufatmen, wenn ich fertig war. Aber das gefiel den Leuten gar wohl, und wer am wenigsten zu atmen brauchte, den hielten sie für den Geschicktesten. Am Ende des Winters gehörte ich zu den Geschickteren, und der Schulmeister, dem ich gar lieb war, hätte mich gerne auf eine vordere Bank getan. Er durfte es aber nicht, weil gerade ob mir des Weibels Bueb saß. Hätte er mich über den springen lassen, so würde es einen Lärm abgesetzt haben furchtbarlich, daß des Webers Bueb über 's Weibels Bueb hinaufgesetzt worden sei im Examenrodel und einen halben Bazen mehr Examengeld bekommen solle. Aber meine Fortschritte waren erst bei Anfang der Schulen im folgenden Winter recht auffallend. Vor allem ging es an ein Repetieren und bis repetiert war, war von Schreiben und Rechnen keine Rede. Dieses Repetieren dauerte wenigstens bis zum Neujahr; bei vielen, die erst nach dem Dreschen kamen, bis nach Fastnacht. Und andere brachten es nicht mehr so weit, als sie im vergangenen Winter gewesen waren.

Den ganzen Sommer hatten nämlich die meisten Kinder gar kein Buch angesehen; mit den Strümpfen im Frühjahr hatten sie es weggelegt, und erst mit den Strümpfen oder oft noch nach denselben nahmen sie es wieder vor. So war bei vielen alles rein vergessen. Buchstabierer mußten Buchstaben wieder kennen lernen.

Vor allem wünschte ich, die andern b' hören zu können, oder mit andern Worten, Stellvertreter zu werden. „Peterli“, sagte der Schulmeister: „es

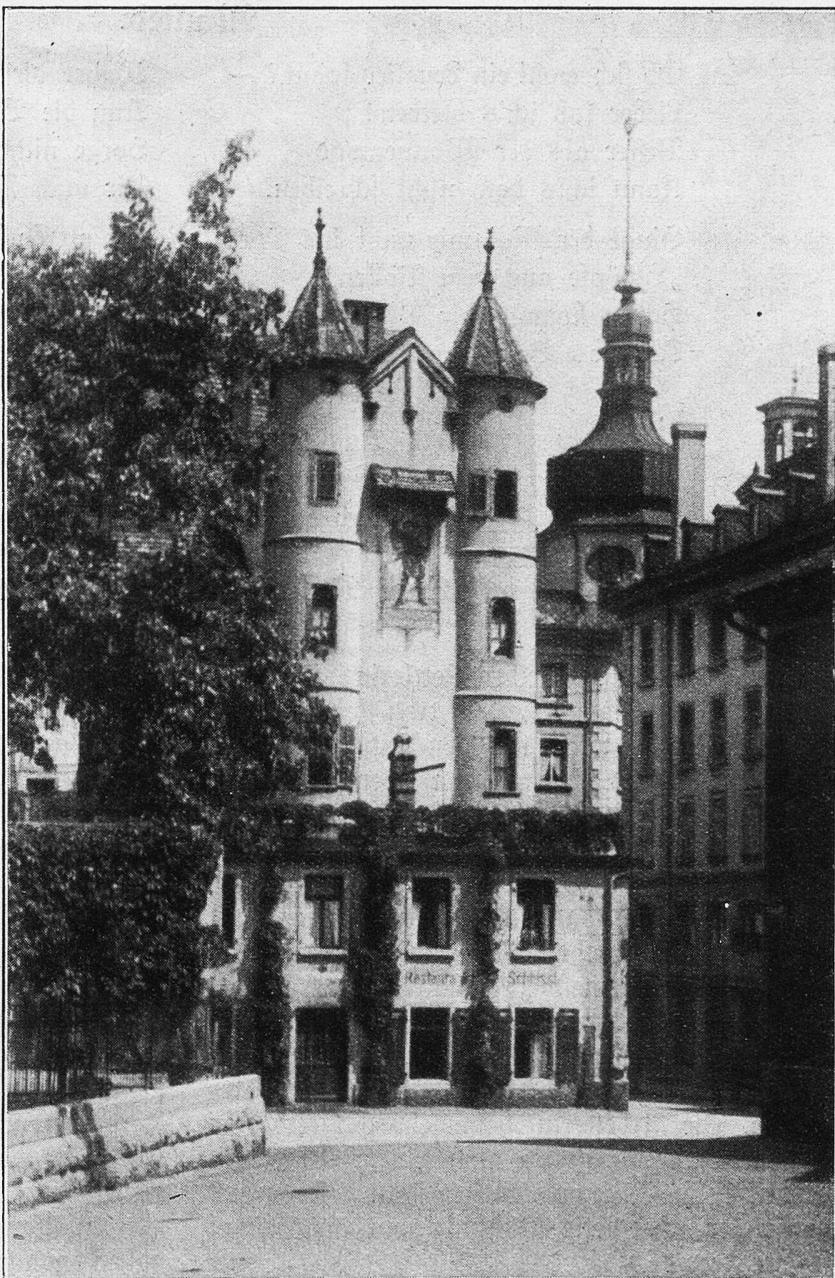
isch mer leid; du chasch wohl b' höre, aber eis chasch no nit: du chasch no nit z'hingerfür lese, u bis das chasch, ha di nit bruche d'rzu; d'r anger Winter cha's de scho gä.“ Wer nämlich sein Stellvertreter sein wollte, der mußte mehr auswendig können als die andern, so daß er zum Abhören derselben kein Buch brauchte. So tat es der Schulmeister, so, meinte man, müsse es auch dessen Stellvertreter können. Zweitens mußte er die Buchstaben verkehrt kennen und so lesen können. Der Schulmeister stand vor den Büchern der Lesenden, sah in der Kinder verkehrte Bücher und mußte sie so verstehen. Drittens mußte er, wie schon gesagt, vornehm sein, und es gehörte zu den denkwürdigen Seltenheiten, wenn einer der Untergebenen die Rute, das heißt als Szepter, erhielt.

Auf das hin studierte ich mit Eisfer in umgelehrten Büchern, bis ich es zu ordentlicher Fertigkeit im Lesen brachte. Im nächsten Winter übergab mir der Alte, mit einem Widerstreben freilich, die Rute; es machte aber auch nicht geringes Aufsehen, daß 's Webers Bub in der Schule zu befehlen habe. Es chömm afe lustig, hieß es im Dorse, wenn me sellige Lüte d' Gringe geigo groß mache u so am-e-ne Schuldebürlis Bueb meh ästimiere als d' Bureföhn; so sig's afe nimme d'rbi z'si. Eine Mutter, deren Mädchen ich getroffen mit der Rute, kam geradezu in die Schule, sagte dem Schulmeister wüst und wollte an mir Gegenrecht üben. Glücklicherweise war es nur eine Taunersfrau, die halt nicht wollte ihre Kinder von ihresgleichen züchtigen lassen. Von den Vornehmen hätte sie es geschehen lassen. Weil also die Frau nicht viel zu bedeuten hatte, so wurde sie bündig zur Türe hinausgewiesen. Der Schulmeister war aber doch in Verlegenheit und würde mich wohl abgesetzt haben, wenn er sich bei meinem Regiment nicht wohl befunden hätte. Er schärfe mir die größte Vorsicht ein und bezeichnete mir die, welche ich schlagen dürfe, ohne daß es etwas mache. Wenn ich so mit der Rute in der Hand die Schule auf- und abspazierte, wenn ich mit angestrengter Stimme rufen konnte: „Lehrli!“ — o da glaubte ich nicht, daß irgend auf der Erde jemand mehr zu bedeuten hätte als ich.

Schreiben und Rechnen wollte ich jetzt auch lernen; aber mein Schulmeister wollte lange nicht daran. Erdürfe es uf si Seel nicht verantworten bei den Vorgesetzten, sagte er. So lang das Schulhaus stehe, sei es nicht erhört gewesen, daß e Sellige wie ich schreiben oder gar rechnen

gelernt. Die Bauern würden sagen, wenn er selligi Kinder alles lernen wolle wo ihre Kinder, so sollen die ihm auch die Würste und Küchli bringen, wo ihre Kinder ihm sonst gebracht hätten. Wenn sie nicht mehr lernten als die andern, so wüßten sie gar nicht, warum sie ihm noch aparti bringen sollten; sie müßten ohnehin den Schullohn allein zahlen. Einen so großen Schaden vermöge er bei seinem kleinen Lohn nicht zu ertragen, und seine Frau würde auch ein Wörtlein dazu sagen wollen. — Aber ich ließ nicht nach, und unter andern Gründen brachte ich ihm vor, daß ich den andern auch das müsse zeigen können, wenn er schlafe oder tüfere. Er meinte, je weniger sie schrieben und rechneten, um so lieber sei es ihm. Er wollte mir etwas davon zeigen; aber wenn der Herr Pfarrer komme, so müsse ich die Schrift geschwind unter die Bank tun.

Voll Jubel kam ich heim, kündete an, daß ich künftig rechnen und schreiben könne in der Schule, daß ich dafür Federn, Tinte, Papier, Tafel und Griffel nötig hätte, die Summa Summarum vier Batzen kosteten. Ein Zorneschrei ergoß sich aus des Vaters, der Mutter, der Schwestern Mäuler; es ergoß sich über den Schulmeister: Was der für ein Kolder sei, was für ein Narrengring er habe, daß er mich etwas lernen wolle, das ich mein Lebtag nicht brauchen werde, und daß er dem Vater zumute, so schrecklich viel Geld auszugeben. Man finde wahrhaftig das Geld nicht auf der Gasse, und wenn man das Geld hätte, so hätte man es für ganz andere Sachen zu gebrauchen als für selliges Narrenwerk. Rechnen und Schreiben mache nur schlechte Leute und mache, daß kein Glauben mehr sei in der Welt. Aber auch ich erhielt meinen Teil. Sie schlaie mir bald die



Das Schlossli von St. Gallen, an der Speisergasse,  
im Jahre 1587 von Laurenz Zollikofer erbaut.

verfluchte Bücher ume Gring, bis kein ganzer Fezen mehr daran sei. Aber man wolle mit dem Pfarrer reden. Er sei zwar auch nicht einer von den Rechten, aber selligs Donnerwerk werde er doch nicht zugeben können; wie könnte er es vor der Obrigkeit verantworten? Und wenn ich noch einist die Gosche auftue für sellig Sachen, so schlage man mir den Holzschlegel hinein. — So lautete der langen Predigt erbaulich kurzer Schluß.